



Reproduzierte Machtverhältnisse: Wer bekommt die Bananen, und warum?

DANIEL SAMNER

Bananen für Straßenkinder

Der Film »Congo Calling« unterzieht europäisch-afrikanische Verhältnisse einer harten Belastungsprobe. **Von Hannes Klug**

Der Dokumentarfilm »Congo Calling« beginnt damit, dass der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier ein prestigeträchtiges Entwicklungshilfeprojekt einweiht: Die Landebahn des Flughafens der von Krieg, Krankheit und Naturkatastrophen gebeutelten Metropole Goma im Osten der Demokratischen Republik Kongo wurde auf einer Länge von 500 Metern wieder freigeräumt, nachdem ein Vulkanausbruch sie unter einer Lavaschicht begraben hatte. Der Minister wird von einer Polizeikapelle empfangen, deren Instrumente sichtbar reparaturbedürftig sind. Die Kamera schaut dabei zu, wie sich abseits des Geschehens Statisten Baströcke über ihre Jeans ziehen, um als folkloristische Staffage für Steinmeiers Rede bereitzustehen, in der dann von einem Konjunkturschub und einem Zeichen der Hoffnung die Rede ist.

Es ist ein entlarvendes Bild, das in wenigen Sekunden klar macht, wie das Land sich für einen westlichen Blick herrichtet, wie Moderne und koloniale Klischees sich ergänzen und wie vielschichtig die kulturellen Bedeutungsfelder sind, innerhalb derer sich eine derartige »Entwicklungszusammenarbeit« abspielt. Kongo ist zugleich eines der

reichsten und eines der ärmsten Länder der Welt – reich an Bodenschätzen wie Gold und Diamanten, aber auch an Coltan, Kobalt und anderen Erzen, die besonders für die Computer- und Smartphone-Industrie von Bedeutung sind. Sein Reichtum an Mineralien wurde für das Land zum Fluch statt zu einer Quelle des Wohlstands: Internationale Minenunternehmen beuten die Bodenschätze aus, bewaffnete Milizen befeuern territoriale Konflikte, die Bevölkerung leidet unter korrupt wie brutal agierenden Kriegsparteien.

Vor diesem Hintergrund begleitet Regisseur Stephan Hilpert drei Protagonisten aus Europa, die sich – manche idealistisch, manche ehrgeizig – im Kongo engagieren: Der Deutsche Peter Merten, der als Berater für kongolesische Sozialprojekte fungiert, steht nach 30 Berufsjahren mit 65 ohne Rente und ohne Versicherung da und kann die Miete für sein Haus nicht mehr bezahlen. Jenseits seiner persönlichen Probleme machen seine Arbeitseinsätze, etwa mit Straßenkindern, die unter Drogensucht und Gewalt leiden, deutlich, wie aussichtslos seine Position als finanzschwacher Helfer angesichts des Elends in dem zerrütteten Land ist. Gleichzeitig kann auch er nicht anders, als Machtver-

hältnisse zu reproduzieren. Das zeigt sich in einer harmlos wirkenden Szene, in der Merten drei Bananen unter einer Gruppe bettelnder Kinder verteilt: Wer bekommt sie, und warum? Unmittelbar werden neue soziale Rangordnungen hergestellt und neue Hierarchien gestiftet. So führt die Helferrolle zu neuen Abhängigkeiten, neuen Versprechen und neuen Ambivalenzen.

Raúl, der als spanisch-französischer Wissenschaftler eine Feldstudie durchführt, die sich mit ländlichen Rebellen befassen, und dafür Befragungen in Dörfern vornimmt, muss feststellen, dass einer seiner Angestellten Projektgelder veruntreut hat und seine Studie deshalb zu scheitern droht. Die Belgierin Anne-Laure, die zwei Jahre lang ein Kinderschutzprojekt der EU leitete, hat ihre NGO-Tätigkeit ganz hingeschmissen und arbeitet inzwischen als Pressebeauftragte eines Musikfestivals. Der Druck, der auf den Entwicklungshelfern lastet, sagt sie, verhindere ein gesundes Verhältnis zum Land und zu den Kongolesern, und die meisten derer, die voller Elan im Land ankämen, seien nach einem Jahr ausgebrannt und wollten zurück nach Europa.

Diese drei jedoch können sich ein Leben außerhalb des Kongo schwer vor-

stellen. Um so ernüchternder ist dann die Bilanz, die ein eineinhalbjähriger Zeitsprung aufmacht: Sie alle haben ihren Aufgaben im Land den Rücken gekehrt. Durch die widersprüchlichen Empfindungen der Helfer scheinen zwangsläufig größere Fragen hindurch: Wie hilfreich ist die Hilfe des Westens wirklich? Ist sie nicht viel eher die Fortsetzung eines jahrhundertelangen Zerstörungswerks, das eines der reichsten Länder der Erde zu einem riesigen Konfliktgebiet herabgewirtschaftet hat? Ähnlich wie Milo Raus Theaterstück »Mitleid. Die Geschichte des Maschinengewehrs« wirft »Congo Calling« Fragen nach den Grenzen humanitären Engagements auf. Statt die Ursachen von Cholera zu bekämpfen, sagt einer von Raúl's wissenschaftlichen Mitarbeitern, bauten die Europäer Friedhöfe. Regisseur Hilpert, dessen Film in Zusammenarbeit mit dem kleinen Fernsehspiel des ZDF und der Hochschule für Film und Fernsehen München entstand, untersucht die komplexen (Mikro-)Politiken europäisch-afrikanischer Verhältnisse, die hier einer herben Belastungsprobe unterzogen werden.

■ »Congo Calling«, Regie: Stephan Hilpert, Deutschland 2019, 94 Min., Kinostart: heute

Zeichner Ulf S. Graupner, der an der HFF »Konrad Wolf« studierte und dann mehrere Jahre für die Serien »Die Abrafaxe« und »Ritter Runkel« arbeitete, schuf an einem Tag im Mai ein so liebevolles wie witziges Blatt für ein Projekt zum 98. Geburtstag von Altmeister Jürgen Kieser am 20. August. Abends war das Blatt fertig, und am nächsten Tag erfuhr Graupner aus den Nachrichten, dass Kieser gestorben war.

Thomas Möller, rühriger Initiator des Mosaik- und Comicclubs Neubrandenburg, bei dem Kieser oft zu Gast war, hatte das Projekt auf den Weg gebracht. Er hatte Kontakt zu fünf Dutzend Zeichnern aufgenommen, und 45 von ihnen beteiligten sich mit einer Zeichnung. Bevor daraus im Herbst ein Buch geworden sein wird, hat der Club am 16. August des Geburtstages in Berlin eine Ausstellung dazu vorgestellt. Sie ist in dem Pankower Café Impuls zu sehen, das

»Ah, Osss!«

Jürgen Kieser, dem Vater der Comicmäuse Fix und Fax haben Neubrandenburger in Berlin eine Ausstellung gewidmet

Christen verschiedener Konfessionen gründeten und ehrenamtlich führen.

Kieser, der sich mit seinen rund 350 von ihm selbst mit Reimen versehenen Bildgeschichten um die vermenschlichten Mäuse Fix und Fax über den Tod hinaus in der kulturellen Geschichte der DDR fest verankert hat, wurde für seine Kunst von den Lesern aller Altersgruppen geliebt, aber bis auf den Satirepreis »Eddi«, den er 1983 erhielt, sind keine weiteren Auszeichnungen bekannt.

Zu den zeichnenden Geburtstagsgratulanten in der Ausstellung zählen bekannte Kollegen wie Horst Alish, Ulrich Forchner, Barbara Henniger, Heidi

Jäger, Steffen Jähde, Wolfgang Schubert und der Thüringer Bernd Zeller, der Fix und Fax liebevoll als alt gewordene Leser zeigt. Zeichner Flix lässt die beiden gar an Stock und Rollator gehen. Und der aus der Börde stammende Phil Hubbe spielt darauf an, dass die Comicfiguren in unserem kulturell geteilten Land unterschiedlich populär sind: »Fix und Fax – nicht Fix und Foxi!« klären die beiden Mäuse einen Besucher auf, der antwortet: »Ah, Osss!«

Auch ein Brief ist ausgestellt, den Eugen und Constanze Gliege an Kieser schrieben. Als der Meister 1987 Rentner wurde, hat er seine Figuren gern an die

Glieges weitergegeben, die im Magazin Atze die Mäuseabenteuer für wenige Jahre fortführten. Jürgen Kieser, der außer für Fix und Fax mit anderen Figuren, etwa dem Raben Droll und dem Pionier Atze bekannt wurde, ist ebenfalls mit einigen Arbeiten vertreten. So schuf er auch Objektkunst. In Pankow sieht man eine Wanduhr, die das Zifferblatt unten und das Schlagwerk oben hat – ein Stück verkehrte Welt, das er seinem Kollegen Heinz Behling geschenkt hatte.

Vielleicht wird die Ausstellung in zwei Jahren (erweitert und an einem zentraleren Ort?) wiederkehren, denn dann wäre Kieser 100!

F.-B. Habel

■ »Jürgen Kieser – Eine Hommage an den Vater von Fix und Fax mit persönlichen Zeichnungen von 45 Zeichnern«: Café Impuls, Berlin-Pankow, Breite Straße 49, bis 25. September jeden Mittwoch 15–18 Uhr und nach Vereinbarung

Kopfschuss

BKA nimmt Kampf um Demokratie auf

Die Thüringer SPD hat in ihrem Programm für Herbst 2019 festgelegt, dass das Amt für Verfassungsschutz personell und materiell »ordentlich« ausgestattet werden soll. Der Passus wurde begründet von Innenminister Georg Maier, dessen Haus unlängst erklärt hat, man könne die Pressefreiheit dadurch schützen, dass man gewaltbereite Neonazis mit den Privatadressen von nervigen Journalisten ausstattet. Gemeint sind dieselben Schläger, die schon einmal denselben Reporter mit einem Schraubenschlüssel frisiert hatten.

Das Bekenntnis zum Verfassungsschutz wurde auf einem Parteitag mit breiter Mehrheit beschlossen. Obwohl einer meiner Genossen gemostert hatte, wir würden heute diejenigen »ordentlich« ausstatten, die uns morgen abholen werden. Aber darauf kann man sich nicht verlassen, deshalb wird sich jetzt das Bundeskriminalamt des Kampfes um die Demokratie annehmen. SZ, WDR und NDR meldeten zu Wochenbeginn, das BKA werde »mit einer neuen Struktur und mehr Personal die Ermittlungen gegen rechtsterroristische Gruppierungen und Einzeltäter intensivieren«.

Und das ist der Plan: Alle gewaltbereiten Neonazis werden ermittelt, intensiviert, bewaffnet und uniformiert. Damit sie zum nächsten Rudolf-Hess-Day in Chemnitz kostenlos mit der Bahn fahren können.

Dann wird ausgebildet: Die Nazis trainieren die BKA-Kameraden im Flüchtlingsheim Warmsanieren. Im Gegenzug zeigen die Polizisten, wie man auf der Flucht er- oder in Notwehr in den Hinterkopf hineinschießt. Natürlich müssen die schlampig geführten Todeslisten komplettiert werden – da stehen nur 25.000 Namen drauf.

Der für diese Maßnahmen nötige Weiterbildungsreferent wird noch gesucht. Maaßen hat gleich abgewunken, der steht nur für den Job als Reichskanzler zur Verfügung. Sarrazin stellt angeblich die Bedingung, dass Angela Merkel aus der SPD ausgeschlossen wird. Schwierig. Und keiner hat die E-Mail-Adresse vom Hitler.

Aber machen Sie sich keine unnötigen Sorgen, liebe Leser dieser verfassungsschutzprämierten Zeitung. Sie müssen keine Angst haben, wenn Neonazis mit Bundeswehr-Gewehren bewaffnet mit der Bundesbahn befördert werden. Das ist erstens nichts Neues, zweitens klemmen die Knarren, und drittens stehen der Züge Räder meistens still. Was bedeutet das alles für mich als Sozialdemokraten? Ich und meine Genossen werden uns selbst abholen müssen, wenn es wieder soweit ist.

Pierre Deason-Tomoroy